

**„Oder war da
manchmal noch
etwas anderes?“**

Texte zu Marlen Haushofer

Verlag Neue Kritik

Hans Weigel
*Marlen Haushofer**

Sie war Oberösterreicherin, lebte in Steyr als Frau eines Zahnarztes, hatte zwei Söhne und kam immer wieder auf ein paar Tage nach Wien. Dann sass sie selbstverständlich nach Tisch mit uns im Cafe Raimund. Sie hatte in Wien einen Bruder, Hochschulprofessor, den sie sehr liebte, und viele Freunde.

Es geschieht immer wieder, dass man, auch als Hiesiger, Schwierigkeiten hat, kluge und bedeutende Österreicher als solche zu agnoszieren, weil ihre Sprachfärbung, ihr Tonfall rustikal oder einem städtischen Dialekt so angenähert ist. Es ist nicht so krass wie in der Schweiz, aber weit krasser als in Deutschland. Da mag einer ein noch so perfektes Deutsch schreiben, er sagt "i" statt "ich", "allah" statt "allein", "samma" statt "sind wir".

Das ist keine sprachliche Ambivalenz, sondern eine naturgegebene Zweigleisigkeit. Man stilisiert sich nicht, weder zur Mundart hin noch zur Hochsprache hin, beide sind legitime Ausdrucksformen. Zum Problem werden dabei die Konjunktive und das Imperfektum, denn beide, in der Umgangssprache undenkbar, klingen für uns auch in der Hochsprache unnatürlich.

* Aus: Hans Weigel, In memoriam, Graz/Wien/Köln 1979, S. 79-90

Auch Marlen Haushofer wirkte, wenn man sie sah und hörte, nicht nur unauffällig, sondern unbedeutend. Es war dies, vielleicht sogar bewusst beabsichtigt, eine versuchte Flucht vor der Begabung. Sie liebte es, sich zu unterspielen. Ich hatte bald ihr Vertrauen, und von da an zeigte sie mir alles, was sie geschrieben hatte.

In den ersten "Stimmen der Gegenwart" stand ihre Geschichte *Patience*, von Kurt Absolon illustriert. Ich kannte ihren ersten Roman und liess in einer Veranstaltung zur Buchwoche 1950 ein Stück aus ihm vorlesen. Der Roman war als Erstling der Publikation durchaus würdig, wenn auch noch etwas unreif. Doch da kam ein Hausmeister- Ehepaar von infernalischer Dämonie vor, das alle äussere Harmlosigkeit der persönlichen Erscheinung dementierte.

Für die Reihe "Junge österreichische Autoren" gab sie mir ein Manuskript *Das fünfte Jahr*, und darin zeigte sich eine konstituierende Wurzel ihres Wesens und ihres Schreibens: die Hinwendung zum verlorenen Paradies der Kindheit. Im *fünften Jahr* ist die Welt einer Fünfjährigen lebendig geworden, wiederbelebt. Für Marlen Haushofer war das Erwachsen- geworden- Sein ein Trauma. Und wenn auch die Kinderjahre in einem Linzer Internat schwierig und traurig waren, inspirierten sie sie doch zu besonderer, liebevoll erzählender Darstellung.

Der Staatspreis, nicht der "grosse", sondern der Förderungspreis des Unterrichtsministeriums, 1951 erstmals Christine Busta und Franz Kriessling zugesprochen, war sehr oft, mit wenigen Ausnahmen, eine berechtigte Anerkennung der Richtigen. Und er hatte nicht Alibi-Funktionen, sondern wollte ehrlich fördern. Aber er stand (und steht bis heute) völlig ausserhalb der Öffentlichkeit, er brachte einen Geldbetrag, eine Feier im Audienzsaal mit nachfolgendem Mittagessen und sonst nichts, bestenfalls kleingedruckte Notizen in der Presse.

Marlen Haushofer schien weltfremd, doch auch dieser

erste Eindruck täuschte. Sie schrieb Geschichten und vertrieb sie selbst mit Erfolg. Sie suchte und fand Kontakt mit Verlagen. Und so brachte sie zwei Kleinbücher bei einer subventionierten und absolut obskuren Reihe an, herausgegeben vom Bergland-Verlag in Wien, den Geschichtenband *Die Vergissmeinnichtquelle* und den Kurzroman *Wir töten Stella* _ ausserdem, immerhin, zwei Romane bei Zsolnay, *Eine Handvoll Leben* und *Die Tapetentür*. Viele Geschichten waren perfekt. *Wir töten Stella* war perfekt. Die beiden Zsolnay- Romane waren es noch nicht. Die Kindheit stimmte, die "erwachsenen" Partien weniger. Der Schrecken der Existenz als Frau wurde mehr vorausgesetzt als gestaltet.

Marlen Haushofer hatte einen Haushalt und eine zahnärztliche Ordination zu betreuen. Man hatte dort wenig Verständnis für ihre literarische Arbeit. Als ich sie einmal fragte, ob sie sich über den Staatspreis freue, meinte sie: "No ja, jetzt lassen' s mich zuhaus eher arbeiten." Ihr Arbeiten muss in äusserster Konzentration vor sich gegangen sein, denn sie machte im maschineschriebenen ersten Script fast keine Interpunktionszeichen und Absätze. Einmal schlossen wir einen Vertrag ab: Ich verpflichtete mich, bei allen künftigen grösseren Arbeiten die Absätze und Interpunktionszeichen einzuzeichnen. Als ich das Manuskript ihres nächsten Romans urgierte, meinte sie: "Der wird dir nicht g'fallen - es ist eine Katzengeschichte."

Inzwischen war für die österreichische Literatur Sigbert Mohn fündig geworden, der Bruder des Bertelsmann-BigBosses. Ihm wurde gestattet, einen literarischen Verlag im Rahmen des Konzerns zu führen. Erich Landgrebe war Freund und Berater des Unternehmens, sozusagen Botschafter in Österreich. Sie holten Jeannie Ebner, Marlen Haushofer, Herbert Eisenreich, Hermann Friedl.